

Heimweh

Roman von Reinhold Ortman

(13. Fortsetzung.)

Was für eine armselige Waffe sind doch die besten und festesten Vorzüge in einem solchen Kampf!

„Nein, ich bin im Allgemeinen nicht neidisch oder mißgünstig“, hörte Hermann Artner, als er sich noch einmal energisch aus dem Bann seiner quälenden Selbstvorwürfe zu befreien suchte, einen der beiden geschwägigen Besucher sagen, „aber ich will mich doch nicht besser machen, als ich bin. Gestern und heute, mein gnädiges Fräulein, war meine Seele von dem gelbsten Neid erfüllt, der je eines Menschen Herzgrube vergiftet hat.“

„Und wer wäre der Beneidenswerthe gewesen, Herr Grischen, dem selbst Ihre menschenfreundliche Seele sein Glück mißgönner konnte?“

„Ich kenne seinen Namen nicht, Fräulein Fleming, und ich wollte nicht so indistinct sein mich bei meinen Bekannten auf der Eisbahn nach ihm zu erkundigen. Aber ich muß leider zugestehen, daß er ein sehr stattlicher Mann war, so vom Schläge der Wikingen oder Nibelungen, mit einem Vohengrinbart und Siegfriedsbaugen. Daß er ein sehr mittelmaßiger Schlittschuhläufer ist, war schließlich noch das einzige, was mich einigermaßen mit seiner opernhafsten Schönheit verführte. Bei meiner Ehre, gnädiges Fräulein, Sie hätten ohne große Mühe einen genaueren Partner finden können als ihn.“

Hermann Artner blickte auf Elise, und er war betroffen zu sehen, daß sie roth geworden war wie ein in Verlegenheit gerathener Badfisch. Aber noch in der nämlichen Stunde warf sie mit einer beinahe trotzigem Gebärde den Kopf zurück, und indem sie dem jungen Arzt ihr Gesicht zulehrete, sagte sie, ihm fest in die Augen sehend:

„Es ist der Bruder des Herrn Doctors hier, von dem Sie sprechen, Herr Grischen!“

„Ach, dann bitte ich tausendmal um Entschuldigung — obgleich ich wohl eigentlich gar nichts Tadelnwerthes gesagt habe. Denn mangelnde Übung im Schlittschuhlaufen ist ja kein Charakterfehler. Vielleicht haben gnädiges Fräulein es auf sich genommen, die Ausbildung des Herrn in dieser schwierigen Kunst zu vollenden.“

Noch ehe er ausgesprochen, hatte sich Hermann Artner erhoben.

„Ich muß mich von den Damen verabschieden“, sagte er, und der Unmuth, der ihn erfüllte, klang vernehmlich in Ton seiner Rede wieder. „Vielleicht haben Sie mit einem Gruß oder eine Bestellung für die Gattin meines Bruders aufzutragen, Fräulein Fleming?“

Der ungeschickte Spötter zupfte verlegen an seinem Schnurrärtchen. Elise aber schlug auch jetzt die Augen nicht vor dem Blick ihres Verlobten nieder.

„Einen Gruß — gewiß, wenn Sie glauben, daß er Frau Luina Bergmann macht. Aber vielleicht ist es besser, daß Sie ihr nichts von dem vertragen, was Sie hier gehört haben. Ihr Bruder hat mich wenigstens gebeten, ihr bei einem etwaigen Zusammentreffen nichts von seinen Eislaufübungen zu sagen.“

Hermann hatte aufgehört sie zu verstehen. Ohne Zweifel ahnte sie ja nichts von der häßlichen Deutung, die hämische Gemüther ihren Worten geben konnten. Aber es war zugleich etwas so feinselig herausforderndes in ihrer hochmüthig hingeworfenen Antwort gewesen, daß ihm seine Selbstachtung nunmehr gebieterisch zur Pflicht machte, endlich eine unzweideutige Erklärung von ihr zu fordern. Nicht in diesem Augenblick freilich, im Beisein ihrer Mutter und jener Fremden, konnte es geschehen. Aber er nahm sich vor, ihr noch heute zu schreiben, daß sie ihm morgen unter allen Umständen eine Unterredung ohne lästige Zeugen gewähren müsse, damit es klar werde zwischen ihnen und dieser unwillkürlichen Zustand ein Ende nehmen, den zu ertragen er nicht länger gefonnen war.

Nach rascher und kühlter Verabschiedung ging er von dannen.

Durch die winterlichen Straßen, die der allüberdende Schnee mit einem matten Widerschein seiner Helligkeit erfüllte, schritt er seiner Wohnung zu, in seinen unerschrockenen Gedanken der Vorübergehenden wenig achtend.

Da ließ eine kindlich helle Stimme ihn plötzlich aus seiner Versunkenheit aufstehen.

„Guten Abend, Herr Doktor! Sind Sie so froh geworden, daß Sie mich gar nicht mehr kennen?“

In ihrem leichten Krimmerdareit, das wie immer ziemlich windstief auf den dunklen Waden, saß, und mit ihrer

großen Notennappe stand Hertha Vornsen vor ihm. Freundlich und voll naiver Unbefangenheit blickten ihre lachenden Schmelzaugen zu ihm auf.

„Fräulein Hertha!“ Wahrscheinlich, ich wäre ohne diese liebenswürdige Mahnung an Ihnen vorbeigegangen, ohne Sie zu sehen. Sind Sie auf dem Nachhausewege?“

„Nein — ich gehe zur Stunde. Und es ist, wie immer, die höchste Zeit, daß ich hinkomme. Wenn Sie wollen, daß ich Ihnen mein sorgenvolles Herz ausschütte, müssen Sie mich schon ein Stückchen begleiten.“

„Mit Vergnügen! Aber die Sorgen, die ich Ihnen tragen helfen soll, sind hoffentlich nicht allzu schwer.“

„Nun, wie man's nimmt. Wir haben sie seit drei Tagen Nummer genug gemacht. Aber ich weiß gar nicht, ob ich Ihnen davon sprechen darf. Elsfriede wird gewiß schrecklich böse sein, wenn sie's erfährt. Und dann —“

„Nun — und dann?“

„Dann ist es auch wohl sehr unbedenklich, Sie damit zu behelligen. Sie haben sicherlich Besseres zu thun, als sich um zwei arme Mädchen zu kümmern.“

Er fühlte, daß er den kaum beachtlichen und doch für ihn sehr vernehmlichen Vorwurf in ihren Worten vollumfänglich verdient habe. Sein Fortbleiben mußte den Schwestern, die ja die wahre Ursache nicht ahnen konnten, notwendig als ein Mangel an Theilnahme erscheinen.

„Nein, ich habe nichts Besseres zu thun“, sagte er, „und jedenfalls nichts Dringenderes, sobald mein Beistand Ihnen oder Ihrer Schwester von irgend welchem Nutzen sein kann. Fräulein Elsfriede ist doch nicht etwa aufs neue erkrankt?“

„Noch nicht — oder doch wenigstens nicht so, daß man's ihr geradezu nachweisen könnte. Aber wenn sie wirklich morgen die gräßliche Stellung annimmt, in der sie seit vier Tagen probeweise gearbeitet hat, wird es gewiß sehr bald noch viel schlimmer mit ihr stehen, als an jenem furchtbaren Abend im Urania-Theater, den ich mein Leben lang nicht vergessen werde.“

„Was für eine Stellung ist das, von der Sie sprechen, Fräulein Hertha? Ich denke doch, man hätte Ihrer Schwester ein Engagement als Korrespondentin bei der Firma Rodenberg angeboten. Und ich fürchte nicht, daß man dort Unbilliges von ihr verlangen könnte.“

„Nein, das hätte man gewiß nicht gethan. Aber Elsfriede ist manchmal so schwer zu begreifen. Sie hat das Engagement, das viel vorteilhafter war als das jetzige, nach zweitägiger Ueberlegung abgelehnt.“

„Und welche Gründe haben sie dazu bestimmt?“

„Ich weiß nicht, denn sie hat es mir nicht gesagt. Nach vielen vergeblichen Versuchen hat sie nun endlich etwas anderes gefunden. Aber es ist auch danach. Ein Posten als Stenographin, Buchhalterin und Gott weiß, was sonst noch, in einem kleinen Exportgeschäft, wo sie für geringes Gehalt arbeiten muß wie ein — na, Sie können sich schon denken, was ich meine — und obendrein noch hochfahrend und anmaßend behandelt wird. Sie giebt sich natürlich alle erdenkliche Mühe, ihre Niedergeschlagenheit wie ihre körperliche Erschöpfung vor mir zu verbergen. Aber ich bin jetzt nicht mehr so unerfahren und so leichtgläubig wie damals, als sie noch beim Theater war. Und ich habe beinahe die ganze Nacht durchgewacht, weil sie mir gestern Abend sagte, daß heute ihre Probezeit abläufe und morgen der Vertrag abgeschlossen werden soll, der sie zunächst auf ein Vierteljahr verpflichtet. Aber sie wird es nicht ein Vierteljahr lang aushalten, das ist ganz gewiß.“

„Und haben Sie denn nichts gethan, Ihre Schwester von einem Vorhaben abzubringen, das Sie wahrscheinlich mit vollem Recht für ein sehr gefährliches halten?“

„O, Sie können sich doch wohl denken, daß ich nichts unversucht gelassen habe. Aber sie läßt sich durch mich nicht überreden — durch mich so wenig als durch irgend einen andern — ausgenommen vielleicht.“

Sie fluchte, aber als Hermann Artner sie fragend ansah, fuhr sie muthig fort:

„Ausgenommen vielleicht durch Sie, Herr Doktor! Wenn es Ihnen damals gelungen ist, sie vom Theater fortzubringen, würde Elsfriede Ihnen wahrscheinlich auch diesmal gehorchen, sofern Sie ihr nur recht eindringlich vorstellten, daß sie es nicht thun dürfe.“

Sie dachte in meiner Noth gleich an

Sie; aber ich hatte doch nicht die rechte Courage, mich mit einer so unverschämten Bitte an Sie zu wenden.“

„Sie hätten es unbedingt thun sollen; denn ich bin immer zu Ihrer Verfügung. Aber ich fürchte allerdings, daß Sie meinen Einfluß auf Fräulein Elsfriede überschätzen.“

„Nein — nein! Wenn sie es mir auch nicht direkt gesagt hat, weiß ich doch, daß sie zu keinem Menschen so viel Vertrauen hat als zu Ihnen. Und ich würde Ihnen so dankbar sein, wenn Sie es wenigstens versuchen.“

„Dazu bin ich selbstverständlich mit Freuden bereit. Aber Sie sagen, daß das Engagement morgen perfekt werden soll. Ich müßte also Ihre Schwester notwendig noch heute sprechen, und wie könnte das geschehen?“

Hertha dachte einen Augenblick nach; dann hätte sie den rechten Weg gefunden.

„Ich will Ihnen etwas sagen. Jetzt ist es sechs Uhr, und meine Klavierstunde dauert bis halb acht. Wenn wir uns dann irgendwo treffen und zusammen nach Hause gehen, werden wir meine Schwester schon vorfinden. Denn sie hat heute auf ihre Mittagspause verzichtet, damit sie das Comptoir ausnahmsweise schon um sieben Uhr verlassen dürfe. Ich sage ihr dann der Wahrheit gemäß, daß wir uns zufällig begegnet seien und daß ich Ihnen gebietet habe. Wenn Sie mir darum auch ein bißchen böse sein wird, diesmal muß ich es schon ertragen.“

„Wohl, Fräulein Hertha, ich werde mich zu der angegebenen Zeit pünktlich hier vor dem Hause Ihres Lehrers einfinden“, sagte er. „Und wenn wir dann als gute Kameraden treu zusammenhalten, wird Fräulein Elsfriede doch wohl zuletzt der Uebermacht erliegen müssen.“

16. Kapitel.

„Warten Sie einen Augenblick hier draußen, Herr Doktor! Vielleicht ist es doch besser, wenn ich Elsfriede vorher sage, daß Sie mit mir gekommen sind.“

Mit diesen Worten ließ Hertha, als sie gegen acht Uhr das Heim der Frau Leichter erreicht hatten, ihren Begleiter im Korridor zurück und schlüpfte in ihr Zimmer. Aber gleich darauf öffnete sie wieder die Thür und winkte ihm, einzutreten.

„Bitte — recht leise!“ flüsterte sie ihm zu. „Sie ist eingeschlafen, und ich habe sie absichtlich nicht gewacht, damit Sie sich davon überzeugen könnten, wie angegriffen und todmüde sie aussieht.“

Jögernd trat Hermann Artner auf die Schwelle, und ein Empfinden tiefster Rührung zitterte durch seine Seele, als er der schlummernden Elsfriede ansichtig wurde.

Auf einem der unbequemen Rohrstühle am Tische sitzend, war sie offenbar von der unwiderstehlichen Müdigkeit überwältigt worden, als sie sich eben ansah, eine neue Arbeit zu beginnen. Denn sie hatte eine Aktertaille auf dem Schooße, und selbst im Schlafe hatten die schlanken Finger ihrer Rechten die Rändel nicht fahren lassen. Ihr Köpfchen hatte sie ein wenig zur Seite geneigt, und in gleichmäßig ruhigen Atemzügen hob sich ihre Brust. Wohl sah Hermann Artner die durchsichtige Blässe ihres Antlitzes und den leidenden Zug zwischen den feinen Wangenflügeln und den leicht herabgezogenen Mundwinkeln; aber es war nicht das, was ihn so tief ergriff. Denn all seine festen Vorzüge hatten ihm nicht jene Unbefangenheit zu geben vermocht, deren er bedurft hätte, um sie nur mit dem Auge des Arztes zu betrachten.

Nicht eine Patientin sah er in diesem schlummernden Mädchen vor sich, sondern eine Märtyrerin und eine Heldin, deren rührende Erscheinung ihn zugleich mit innigstem Mitleid und mit ehrfürchtiger Bewunderung erfüllte. Eine beinahe übermächtige Sehnsucht vor ihr niederzuknien und ihre milden, weißen Hände zu küssen, schwellte seine Brust. Das enge Stübchen muthete ihn an wie ein Heiligthum, das zu betreten er kaum würdig war. Und nur mit einer Regung des Widerwillens vermochte er in dieser Atmosphäre von Unschuld und Reinheit der ippigen, parfümirten Räume zu gedenken, die er vor zwei Stunden verlassen.

„Sehen Sie nur, wie gut und wie aufopfernd sie ist!“ flüsterte Hertha, in deren Augen die hellen Thränen blühten, ihm ins Ohr. „Die Taille, an der sie genäht hat, ist für mich. Sie hat sie aus einem ihrer Theaterkleider zurecht gemacht, damit ich etwas Hübsches anzuziehen hätte, wenn ich nächstens in einer Gesellschaft bei Professor Bernhardt etwas vorspielen muß. Und ich würde doch lieber in dem häßlichsten alten Mittel hingehen, wenn sie mir nur versprechen wollte, sich zu schonen.“

Hermann Artner ergriff ihre Hand und drückte sie so stark, daß sie in Verunsicherung war, laut aufzuschreien. Wenn er sich jetzt hätte über Elsfriede

herabbeugen und sie mit der Frage weden dürfen: Willst Du Dein schweres Joch auf meine starken Schultern legen, Du edles, herrliches Geschöpf? Willst Du mir erlauben, die Dornen aus Deinem Wege zu räumen und Dich hinfort in meinen Armen über alle Klippen und durch alle Fährlichkeiten zu tragen? Bei Gott, er wäre der glücklichste der Menschen gewesen, und er würde sich keinen seligeren Augenblick mehr gewünscht haben nach diesem.

Aber er durfte nichts thun von alledem. Er war der mitleidswürdige Sklave eines in thörichter Verblendung, in unseligem Irrthum gesprochenen Wortes. Und er würde mit zudendem Herzen unthätig und ohnmächtig bei Seite stehen müssen, wenn die Klippen und Dornen auch weiter die Hüfte der stillen Daiderin dort am Tische zerrißen.

Hertha neigte sich über die Schlummernde und berührte mit den Lippen sanft ihre Stirn. Sogleich schlug Elsfriede die Augen auf und blickte in einigiger Verwirrung umher.

„Bist Du es, Lieblich? Deine Stunde ist schon aus? Ja, habe ich denn so fest geschlafen, daß ich Dich nicht einmal kommen hörte?“

„So fest und so süß, meine geliebte Else! Aber ich mußte Dich wachküssen, denn ich bin nicht allein nach Hause gekommen.“

„Guten Abend, Fräulein Vornsen“, sagte Hermann Artner in demselben Augenblick. „Entschuldigen Sie, daß ich mir noch zu später Stunde die Freiheit nehme, mich nach Ihrem Befinden zu erkundigen.“

Elsfriede war bei seinem unerwarteten Anblick in raschem Wechsel sehr roth und wieder blaß geworden. Aber trotz ihrer augenfälligen Verwirrung reichte sie ihm doch mit einem freundlichen Lächeln die Hand.

„Es bedarf gewiß keiner Entschuldigung für eine Aufmerksamkeitsleistung, die Sie mir erweisen, Herr Doktor! Auch kann ich Ihnen gute Auskunft geben. Mein Befinden ist, wie Sie sehen, ganz ausgezeichnet.“

Er zog sich einen Stuhl neben den ihrigen und sah ihr aufmerksam ins Gesicht.

„Nein, Fräulein Vornsen, davon sehe ich nichts. Ich finde Sie vielmehr viel bleicher, als ich es erwartet hätte. Und ich fürchte, Sie haben mein strenges Ruhegebot nun doch sträflich übertreten.“

Elsfriede warf einen halb fragenden, halb vorwurfsvollen Blick auf ihre Schwester, und Hertha glitt, sie mit beiden Armen umschlingend, neben ihr in die Knie nieder.

„Ja, ja — ich habe dem Doktor alles vertragen. Ich kann es ja nicht mit ansehen, daß Du Dich für mich opferst.“

„Als wenn davon die Rede sein könnte, Du thörichtes Kind! Deshalb also dieser ärztliche Besuch! Laß mich für einige Minuten mit dem Herrn Doktor allein. Vielleicht kannst Du Frau Leichter doch behilflich sein, unser Abendessen herzurichten.“

Gehorham schlüpfte die schlante Musikschülerin hinaus, nachdem ihre lebhaften Augen den Arzt noch einmal gemahnt hatten, seines Verprechens eingedenk zu bleiben. Sobald sich die Thür hinter ihr geschlossen hatte, sagte Elsfriede mit einer ruhigen Entschiedenheit, die unvertennbar von vornherein jede Einwendung abschneiden sollte:

„Ich bin Ihnen dankbar für Ihre freundliche Absicht, Herr Doktor; aber ich bitte Sie dringend, nicht von mir zu verlangen, was für mich eben einfach unmöglich ist. Da ich einmal das Brot zu arbeiten, kann ich beim besten Willen keine ärztliche Verordnung Folge leisten, die es mir verbietet. Und ich glaube auch durchaus nicht, daß die Arbeit, die ich jetzt auf mich genommen habe, meine Kräfte übersteigt.“

Trotz der Entschiedenheit ihrer Erklärung aber ließ er sich noch nicht zum Schweigen verurtheilen. Er sprach ihr offen aus, daß sie nach seiner Ueberzeugung im Begriff sei, sich aufzureiben, und fragte, warum sie seines Bruders Anerbieten zurückgewiesen. Im Eifer seiner Rede war er aufgestanden und nahe auf sie zugehritten; doch auch Elsfriede hob jetzt den Stuhl zurück, um sich zu erheben.

„Ich bin nicht schlechter daran, als tausend andere arme Mädchen — ja wahrscheinlich besser als die meisten von ihnen. Und wenn mir auch die Comptoirarbeit, an die ich mich erst wieder gewöhnen muß, im Anfang vielleicht ein wenig schwer fällt, so ist doch die Gefahr für meine Gesundheit nicht so groß, daß ich ihr nicht bei Weitem den Vorzug geben sollte vor der Annahme eines Almosen, wie es diese sogenannte Anstellung bei der Firma Rodenberg gewesen wäre.“

„Freilich — wenn Sie es so ansehen! — Aber was denn mein Bruder nicht der Freund Ihres Vaters? Hat er als solcher nicht ein Recht, Ihnen zu helfen?“

„Sobald ich mir selbst nicht mehr

zu helfen vermag — vielleicht! Aber so weit ist es ja glücklicherweise noch nicht gekommen.“

„Und ich darf natürlich nicht erwarten, daß Sie mit gefalteten Händen, was Sie ihm vertragen. Siebt es denn aber gar keinen Weg, Fräulein Elsfriede, um Ihr Vertrauen zu gewinnen?“

„Sie mißverstehen mich, Herr Doktor! Ich vertraue Ihnen vollkommen. Und um es Ihnen zu beweisen, will ich Sie jetzt gleich um Ihren Rath angehen. Lesen Sie, bitte, diesen Brief, den ich heute bei meiner Heimkehr vorgefunden. Und sagen Sie mir, was ich darauf thun soll.“

(Fortsetzung folgt.)

Die Vogelinsel Halifar.

Etwa eine Meile südlich von der Diazspitze liegt ganz dicht dem Lande vorgelagert die britische Insel Halifar, die man sowohl auf dem Landwege als der Karre oder im Sattel — mit nachfolgendem Uebersegen zwischen den Klippen des schmalen Kanals — wie auch ganz auf dem Seewege von Lüderichbuch aus erreichen kann. Wir wählen letztere Beförderungsart und dampfen an einem heiteren Morgen aus dem in Morgendunst daliegenden Robertshafen in die leicht geträufelte Bucht hinein. Einen Augenblick stoppen wir an der Landebühne der Diazhalbinsel, um ein Schleppboot zuzulassen, das einige Male in der Woche Zement und Wasser nach der Halbinsel bringt; haben doch schon die Arbeiten an dem neuen Leuchtturm begonnen, der an Stelle des 1903 errichteten, gänzlich unzulänglichen kleinen Turmes ein auf 21 Seemeilen leuchtendes Feuer zeigen soll. Er erhält 150 Fuß Höhe über Mittelhochwasser und wird, selbst 100 Fuß hoch, den Seefahrern bei Tage eine gute Ansteuerung ermöglichen, dagegen bei Nacht ein weit sichtbares Erleuchtungszeichen abgeben. Infolge der oft schweren Nebel ist es ferner mit Freuden zu begrüßen, daß nun eine pneumatische Sirene hergerichtet werden soll, die auf dem Kreuzfelsen ihren gelenden Warnruf erschallen lassen wird. Recht dicht pflegen sich gerade vor der Einfahrt zur Bucht und namentlich bei der Diazhalbinsel die Nebel zu lagern, und oft sieht man bewegungslos in einer dichten Nebelbank, während die meist nebelfreie Bucht im hellsten Sonnenglanz erstrahlt.

Die Diazhalbinsel trägt ihren Namen nach Bartolomeus Diaz, dem tüchtigen portugiesischen Afrika-Umsiegler, der auf dem Wege nach Indien wie auf vielen vorliegenden Punkten der langen afrikanischen Westküste auch hier auf einem hohen Felsen in der Form eines Steinkreuzes gewissermaßen einen Wegweiser hinterließ. Nunmehr soll das Original im Kapstädter Museum sein, doch schmückt ein einfaches Kreuz jenen felsigen Punkt, der den Gewalten der rastlosen See seit Jahrhunderten getrotzt hat und jetzt zum Ziel vieler Ausflüge aus Lüderichbuch gewählt wird, weil man dort namentlich an stürmischen Tagen, den vollen Anblick der aufgeregten See genießen kann, die mit ungeborener Kraft Brecher auf Brecher gegen die wildzerklüfteten Klippen schleudert und sie oft mit Gischt überschüttet. Unser Dampfer verläßt die geschützte Sturmogelbucht und erreicht gleich nach Umfahren der zerrissenen Halbinsel den offenen Ozean, der durch verstärkte Schiffsbewegung seine Kraft zum Bewußtsein bringt, aber heute in langer, ruhiger Dünung gleichsam nur athmet. Zwischen Diazspitze und Halifar sind anscheinend große Fischzüge nichts Seltenes, denn oft genug bemerkt man Reihen von Delphinen und Schaaren von Taucherenten und weißschwingigen Möwen, und häufig genug taucht dann auch der schwarzglänzende Rücken eines Wals auf. Eine andere Vogelart mit schwarzem und weiß gepunktetem Kopf fesselt nun in zunehmendem Maße unsere Aufmerksamkeit. Pinguine zeigen sich immer häufiger auf der See, um sich bei Annäherung des Schiffes durch blitzschnelles Untertauchen den Blicken zu entziehen. Diese Vögel bevölkern in großen Scharen die der Küste vorgelagerten britischen Inseln, die sich in See durch den scharfen, durchdringenden Geruch ihres Guanos schon von weitem bemerkbar machen. Wir stoppen nun auf der nach Süden geschützten Bucht von Halifar und lassen uns nach einer kleinen Felsbucht ausbooten, wo uns der Bogelwärter, ein alter englischer Seebär, begrüßt, der schon seit Jahr und Tag auf dieser Vogelkolonie haust und die Aussicht über die beiden benachbarten in der Lüderichbucht liegenden Inseln führt.

Unter seiner Führung unternehmen wir einen Rundgang und begeben uns auf die weite Fläche, auf der die Pinguine zu Tausenden sitzen. Ein merkwürdiges Geschöpf, dieser Pinguin, halb Fisch, halb Vogel, ein Lebewesen, das wohl zu den Vögeln zu rechnen ist, aber nicht fliegen kann, sondern seine Flügelstummel sehr geschickt als Pflöge verwendet und damit pfeilschnell unter Wasser sich zu bewegen vermag. Doch wie unbeholfen ist der Pinguin auf dem Erdboden! Seine Fortbewegung ist eigentlich nur ein Watscheln, und doch können die Thiere in der Verfolgung so schnell laufen, daß ein Mann kaum Schritt hält. Wir fanden die Thiere bei allerhand Be-

schäftigungen. Zahlreiche Nennungen waren am Briten, andere hielten zu ihren Körpern eben ausgeschrotenen Junge, während schon etwas ältere Thiere sich zu dichten Haufen ängstlich zusammenscharrten. Ueberall folgten zwischen diesen Reihen Fährten umher, und es gewährte einen reizenden Anblick, wenn sie mit einem Fisch oder Fischtheil im Schnabel die jungen Tiere fütterten. Die Pinguine heinen in einzelnen, ziemlich scharf voneinander getrennten Sippen zu leben und fremde Eindringlinge mit scharfen Schnabelfüssen zu verjagen. Auch ist ihnen menschlicher Besuch durchaus nicht willkommen, denn ein unfreundliches Gesichtserseheißt, wenn man sich einer Beweiskolonne nähert. Mit weit vorgestreckten Häuten, merkwürdigen Rauten — halb Entengefächter, halb Felsgefächter — stürzen sich die Lagergewolligen auf den fremden Eindringling, und muß man einen Gang durch die Reihen brütender Nennungen unternehmen, so kann man zahlreicher Wisse dieser höchst liebenswürdigen Damen gewiß sein. Der Vogelmist stellt einen Fischguano dar und wird einmal im Jahre — nämlich im März — zusammengetragen und in Kisten verpackt nach Kapstadt verschifft, wo er an die Farmer veräußert wird. Einst ging die Jahresausbeute nach London, wo viel höhere Preise — bis zu \$900 für die Tonne — bezahlt wurden, doch forderten die tapferen Farmer diesen Dinger mit einer solchen Entschiedenheit, weil aus Südafrika herrührend, für ihr Gebiet, daß nun alles zu wesentlich niedrigeren Preisen nach Kapstadt geht. Auf der kleinen Signalstation, wo munter der rotbellnion Jagd weht, ist auf einer Tafel zu lesen, daß im Jahre 1866 Kapitän Forbush R. N. von Halifar sowie den übrigen Inseln im Namen ihrer britischen Majestät Besitz ergriffen habe.

So sanft gehalten und keuzem die Nordseite der Insel ist, um so zerklüftet und unzugänglicher sieht es auf der Südseite im Süden aus, wo tagaus tagein die volle, immer lebendige, mehr oder minder heftige atlantische Dünung gegen die hohen Klippen donnert und rauschend Brecher auf Brecher über schallpolierte Felsen gleitet. In einer scharfen Einbuchtung hat das Schicksal in den 1860er Jahren einen Seiler erreicht, von dem nun ein Theil des Deckaufbaues die enge Behausung des Bogelwärters bildet. Die Verproviantierung der Insel erfolgt alle Monate von Kapstadt aus, wogegen die Versorgung mit Wasser von Lüderichbuch vorgenommen wird. Wir verabschieden uns vom Bogelwärt und kehren an Bord zurück. Mitterweile hat sich der übliche Mittagewind erhoben und mancher Spritzer regt über uns beim Kreuzen des Lüderichhafens hinweg, aus dem der Wind gewöhnlich weht.

Komet und Rhinoceros.

Ein der geistvollsten und febergeandtesten englischen Gelehrten, der bekannte Astronom Robert Wall, hat sich in einer drahtischen Weise über die Furcht der Leute vor dem Weltuntergang ausgesprochen. Weil er zu den volkstümlichsten Himmelsforschern Englands gehört, wurde er mit Hunderten von Briefen bombardiert, die angstvoll um Auskunft über den halbschwarzen Kometen und das der Erde von ihm drohende Schicksal baten. Er hat insofern eine glückliche in die Öffentlichkeit unternommen und der Times eine geharnischte Erklärung in Form eines offenen Briefes eingeliefert, der folgenden Wortlaut trägt: „Ein Rhinoceros in vollem Lauf würde den Zusammenstoß mit einem Spinneweb nicht fürchten, und die Erde hat es ebensoviele nötig, den Zusammenstoß mit einem Kometen zu fürchten. Im Jahr 1861 reisten wir durch den Schweif eines Kometen, und niemand hat damals irgend etwas davon gemerkt. Für etwa hundert Millionen Jahre hat das Leben auf dieser Erde ohne Unterbrechung bestanden, obgleich unser Weltkörper in dieser Zeit wohl von mindestens fünf Kometen in jedem Jahr Besuch empfangen hat. Wenn Kometen der Erde überhaupt Schaden zufügen könnten, so würde das wohl vor langer Zeit einmal geschehen sein, und Sie und ich würden uns dann weder über Kometen noch über etwas anderes zu unterhalten Gelegenheit haben. Ich hoffe, dieser Brief wird Ihnen die Beruhigung geben, die Sie brauchen. Soweit ich es übersehen kann, werden wir uns am 12. Mai in dem Schweif des Halleyschen Kometen befinden, und ich hoffe sehr, daß wir es werden. Ich erinnere mich, daß der berühmte John Herschel irgendwo einmal gesagt hat, ein ganzer Komet könne zusammengequetscht in einer Mantelfasche untergebracht werden.“ Ein anderer Astronom kommt dem Gedächtnis seines Kollegen zu Hilfe und verweist auf die Stelle in den Schriften Herschels, wo dieser Astronom thätig jenen Ausdruck getan und noch die Worte hinzugefügt hat: „Der Schweif eines großen Kometen kann, soweit wir wissen, nur aus sehr wenigen Abunden Materie bestehen.“

In Long Island gibt es einen Familienvater, der zweidreißig lebende Kinder hat, und seine Nachbarn erzählen, daß er sich noch niemals über die hohen Lebensmittelpreise beklagt hat. Der arme Mann hat dummerlich keine Zeit, um sich über irgend etwas zu beklagen.